

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Brunner, José
Die Politik des Traumas

Gewalterfahrungen und psychisches Leid in den USA, in Deutschland und im
Israel/Palästina-Konflikt
Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2009

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58559-7

SV

José Brunner
Die Politik des Traumas

Gewalterfahrungen und psychisches Leid
in den USA, in Deutschland
und im Israel/Palästina-Konflikt

Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2009

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck & Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58559-7

Inhalt

Vorwort	7
1 <i>Psychische Wunden und Politisches Ethos. Einleitung</i> .	12
Ungeschriebene Verträge – unsichtbare Verletzungen . . .	15
Schreckensszenen	25
Fäden, Stränge, Knäuel	41
Leid im Königsmantel	46
Übersetzer als Gastgeber	50
2 <i>Nach Vietnam. Amerikanerinnen und Amerikaner ringen um gesellschaftliche Glaubwürdigkeit</i>	55
Die wilden Siebziger	58
Karriere eines Gegensyndroms	62
Protest als Selbsttherapie	77
Eine normale Störung?	84
Zwei Studien – Zwei Ergebnisse	97
Entwicklungen und Komplikationen	103
Eine gescheiterte Revolution	109
Die Leere füllen	115
3 <i>Im Schatten Afghanistans. Dimensionen deutscher Verantwortung</i>	120
Barbarische Gewalt in deutschen Soldatenseelen	127
Amerikanische Spielfilm-Veteranen	138
Therapie-Politik	144
Dunkle Ziffern	160
Therapeutische Riten	167
Jenseits von Bildungsroman und sozialem Drama	173

Der Kriegskinder-Diskurs	175
Die Stasi-Opfer	186
4 <i>Im Israel/Palästina-Konflikt. Zwei verfeindete</i> <i>Nationen auf der Suche nach innerer Stärke</i>	192
Der Preis des Widerstands	197
Die Träger des palästinensischen Trauma-Diskurses	207
Die Kriegstraumata israelischer Soldaten	212
Soldaten zwischen Schuld und Scham	216
Psychologen zwischen Dienst und Moral	223
Überleben in einer traumasaturierten Welt	232
Ein Exkurs nach Nordamerika: Von der individuellen Verletzlichkeit zur nationalen Stärke	239
Lebensfreude im Lande des Traumas	247
Von der Praxis zur Theorie und zurück	260
Eine positive Seite der politischen Gewalt?	269
5 <i>Im Prisma der Übersetzung. Schlussbemerkungen</i>	277
Weder Entdeckung noch Erfindung	279

Vorwort

Seit über hundert Jahren wenden sich Betroffene mit ihren psychischen Wunden an Psychologen und Psychiater in der Hoffnung auf Linderung ihres Leidens, und Therapeuten versehen seither diese Patienten mit entsprechenden Diagnosen und Behandlungen. Genauso lange zirkulieren Trauma-Diskurse in allen Bereichen der westlichen Gesellschaften. Fallstudien, epidemiologische Daten, Definitionen und Theorien finden auf Fachtagungen Verbreitung und werden in Handbüchern und wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert. Anlaufstellen sowie andere Einrichtungen der Zivilgesellschaft entstehen, an die sich Betroffene wenden können, die Medien transportieren dramatisierte Bilder von Traumatisierten und geben ihnen und Fachleuten die Gelegenheit, ihre Anliegen und Positionen zu formulieren. Klagen wegen psychischer Schädigung werden vor Gericht eingereicht und verhandelt, Entschädigungsansprüche formuliert, Verursacher bestraft. Infolgedessen sind auch staatliche Institutionen wie Polizei und Armee und ebenso das Parlament und das Gesundheitswesen sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten mit den Ursachen und Folgen von traumatischen Erlebnissen konfrontiert.

Wo von seelischen Wunden und Verwundbarkeit die Rede ist, kommen *immer auch* Gewalt, Ungerechtigkeit und Hilflosigkeit zur Sprache, ebenso wie gesellschaftliche und staatliche Verantwortlichkeit thematisiert werden. Deshalb sind Trauma-Diskurse *immer auch* politisch – lassen sich dabei jedoch nie auf den Faktor Politik reduzieren. Im ersten Kapitel dieses Bandes wird diese Immer-auch-Perspektive theoretisch und historisch umrissen. Anschließend werden anhand aktueller Beispiele verschiedene politische Ursprünge, Rahmen, Inhalte und Implikationen von Trauma-Diskursen aufgezeigt. So wird analysiert:

- wie die Diagnose des *Rape-Trauma*-Syndroms in den 1970er Jahren in den USA im Zusammenhang mit den Aktivitäten der

- feministischen Bewegung entstand, um die allzu oft angezweifelte Glaubwürdigkeit der Opfer sexueller Gewalt in amerikanischen Gerichtsverfahren zu stärken;
- wie der Versuch, traumatisierten Vietnam-Veteranen zu Versorgungsleistungen durch die *Veterans Administration* zu verhelfen, zur Definition des heute prominentesten Trauma-Konzepts, der posttraumatischen Belastungsstörung, führte und wie sich dieses Konzept im weiteren Verlauf in der amerikanischen Psychiatrie, bis hin zur Veröffentlichung der neuesten Auflage des Leitfadens der amerikanischen psychiatrischen Vereinigung, des DSM-5 (Mai 2013), entwickelte;
 - wie die psychischen Wunden, mit denen die Afghanistan-Heimkehrer der Bundeswehr nach Hause kamen, durch die deutschen Medien in ein politisch-moralisches Narrativ eingebunden wurden, das eine für die Heilung notwendige verantwortungsbewusste Haltung aller involvierten Akteure – des Staates, der Gesellschaft, der Fachleute und auch der Heimkehrer selbst – formuliert;
 - wie die Experten auf beiden Seiten des Israel/Palästina-Konflikts Konzepte der psychischen Vulnerabilität, der Resilienz und des posttraumatischen Wachstums ausarbeiteten und weiterentwickelten, nicht nur um die Folgen von Krieg, Militärbesatzung und Terror für die Betroffenen zu erklären, sondern auch in dem Bestreben, Praktiken zu entwickeln, die die innere Stärke der jeweiligen Nation fördern sollen.

In diesen aktuellen Fallstudien werden umfangreiche und vielfältige Diskurse untersucht, wobei es allerdings nicht bei den Einzeldarstellungen bleibt. Diese Studien sollen nicht nur Erkenntnisse zu der spezifischen Form vermitteln, die die Politik des Traumas in den jeweiligen Fällen annimmt. Indem sie die unterschiedlichen Ursprünge, Entwicklungen, Funktionen, Zusammensetzungen und Schwerpunkte verschiedener Trauma-Diskurse betont, unterstreicht die Analyse die Vielfalt, die die Politik des Traumas auszeichnet. Letztlich dienen die Fallstudien auch als Beispiele, mit deren Hilfe Trauma-Diskurse und ihre politischen Dimensionen und Verknüpfungen prinzipiell neu gedacht werden, innerhalb eines analytischen Rahmens, der die Wissensbilder der Seele

weder als Entdeckungen noch als Erfindungen, sondern als Übersetzungen versteht.

*

Die Basis für dieses Projekt wurde schon 1998-1999 gelegt, als ich ein Jahr als *Visiting Hannah Foundation Professor* am *Department for the Social Studies of Medicine* der McGill University in Montreal weilte und zusammen mit dem Medizinanthropologen Allan Young ein Seminar zur Politik des Traumas leitete. Der gemeinsame Unterricht und die vielen Gespräche, nicht nur in seinem Arbeitszimmer, sondern auch in den darauffolgenden Jahren an den verschiedensten Ecken und Enden der Welt, haben mich in dieses Forschungsfeld eingeführt; sie waren für mich immer ein Genuss.

Seither hatte ich Gelegenheit, Aspekte der in diesem Band behandelten Thematik in verschiedenen Rahmen weiter in meinen Unterricht einzubeziehen. Mehrere Semester gab ich an der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tel Aviv einen Kurs, der sich allgemein mit der Verknüpfung von Recht, Gesellschaft und Trauma befasste; darüber hinaus hielt ich ebendort am Cohn Institut für Wissenschaftsgeschichte und -philosophie ein Seminar zur »Politik des Traumas in Israel/Palästina« ab. Hinzu kamen Vorlesungen und Diskussionen in verschiedenen Rahmen und Städten, unter ihnen Berlin, Florenz, Jerusalem, Rom, St. Moritz und Wien. Ich bin allen Studierenden und Kollegen für das Interesse an meinem Projekt dankbar, auf das ich bei diesen Gelegenheiten gestoßen bin.

Von herausragender Bedeutung war natürlich die von Axel Honneth ausgesprochene Einladung, im November 2009 die Adorno-Vorlesungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main zu diesem Thema zu halten. Als Mitglied des internationalen Beirats bin ich mit dem Institut für Sozialforschung, in dessen Namen die Einladung ausgesprochen wurde, schon seit vielen Jahren verbunden. Deshalb war es mir eine besondere Freude, diese Gelegenheit nutzen zu können, meine Frankfurter Kollegen an meiner Arbeit teilnehmen zu lassen und

Kommentare und Kritik von ihnen zu erhalten. Axel erwies sich bei dieser Gelegenheit nicht nur als Gastgeber, sondern auch als äußerst kritischer und dennoch immer warmherziger Gesprächspartner. Durch die Adorno-Vorlesungen lernte ich auch die Künstlerin Maren Flößer kennen, die es durch ihre Gabe, kreativ mit Sprache umzugehen, schaffte, mir Einsichten in meine eigene Analyse zu vermitteln, deren ich mir nicht richtig bewusst war, die nun aber im Buch ausformuliert sind.

Obwohl die Abfolge der Kapitel im Großen und Ganzen den drei Abenden entspricht, an denen die Adorno-Vorlesungen abgehalten wurden, sind sie doch seither vollständig überarbeitet. Damals fehlte mir noch der übersetzungszentrierte theoretische Ansatz, der hier meine Erläuterungen leitet; auch sprach ich damals nicht über die Politik des Traumas im Zusammenhang mit dem Israel/Palästina-Konflikt. Letzteres ließ sich glücklicherweise nachholen, als ich im Herbst 2011, im Rahmen einer Gastprofessur zu »Wissenschaft und Judentum« am Kompetenz-Zentrum Geschichte des Wissens an der ETH-Zürich zu dieser Problematik lehrte. Dafür, dass sie mir die Gelegenheit gegeben haben, einen Aspekt meiner Arbeit in meiner Heimatstadt zu unterrichten, bin ich Michael Hagner und Andreas Kilcher sehr dankbar.

2011 gründete ich auch, zusammen mit Galia Plotkin Amrami, die Arbeitsgruppe »Therapy in Translation«, die seither am Minerva-Zentrum für Geisteswissenschaften an der Tel Aviver Universität tätig ist. Der rege Gedankenaustausch mit den Teilnehmern und Teilnehmerinnen dieser Gruppe erlaubte mir, am theoretischen Ansatz zu feilen, der dieses Buch prägt.

Wenn man so lange mit der Veröffentlichung gewartet hat, sind es zu viele Kollegen und Freunde, bei denen man in der Schuld steht, um alle namentlich erwähnen zu können. Dennoch möchte ich noch drei benennen, denen ich besonders verpflichtet bin. Mit dem Berliner Sozialpsychologen David Becker verbindet mich schon ein knappes Jahrzehnt ein ebenso freundschaftlicher wie herausfordernder Dialog, in dem es mehrheitlich um Politik und Trauma geht und der mich immer wieder dazu bringt, meine Ideen neu zu überdenken. Der Zürcher Psychoanalytiker und Philosoph Daniel Strassberg ist ein Weggefährte im wahrsten Sinne des Wor-

tes; seit unserer Gymnasialzeit veranlassen und beeinflussen unsere Gespräche vieles in meinem Denken. Doch ohne die ausführlichen Diskussionen mit meiner Frau, der Psychoanalytikerin Arnona Zahavi, die mir halfen, Probleme meiner Arbeit zu erwägen und Lösungen für sie zu finden, wäre dieser Band nicht so geworden, wie er nun vorliegt. Ihr gilt, wie immer, mein größter Dank.

*

Alle fremdsprachigen, im Text zitierten Quellen wurden von mir ins Deutsche übersetzt. Bei englischen Quellenangaben wurde der Originaltitel beibehalten, die hebräischen übertrug ich ins Deutsche. Hierbei ist zu bemerken, dass Deutsch zwar meine Muttersprache ist, ich jedoch schon seit vier Jahrzehnten nicht mehr im deutschen Sprachraum lebe. Deshalb war für mich die redaktionelle Unterstützung, die ich bei der Abfassung dieses Buches erhielt, von mehr als nur stilistischer Bedeutung. Liliane Granierer leistete mir einen außerordentlichen Freundschaftsdienst mit ihrer Hilfe bei der Formulierung meiner Vorlesungen. Mit großem Engagement und einer höchst eindrucksvollen Kompetenz redigierte Ursula Kömen das Manuskript, bevor es an Suhrkamp ging. Mit scharfem Blick korrigierte sie nicht nur mein Deutsch, sondern machte mich auch auf Lücken und Unklarheiten in meiner Argumentation aufmerksam. Bei Suhrkamp betreuten mich Eva Gilmer und Philipp Hölzing mit Sorgfalt, Wohlwollen und unendlicher Geduld. Philipp Hölzing verlieh dem Manuskript zudem auch den letzten Schliff.

1

Psychische Wunden und Politisches Ethos. Einleitung

»*We are translated men*«, schrieb der indisch-britische Autor Salman Rushdie.¹ Auch wenn der Zusammenhang, in dem er diese Worte formulierte, ein anderer war, so können sie – unter der Voraussetzung, dass sie Frauen mit einbeziehen – doch als Motto dieses Buches gelten, denn die vorliegende Studie verfolgt die Absicht, Experten- und Mediendiskurse zu psychischen Traumata als Praktiken der Übersetzung zu analysieren und auf diese Weise einen Zugang zu ihren politischen Ursprüngen, Kontexten, Werten und Zielen zu eröffnen. Trauma-Diskurse werden hier als Phänomene verstanden, die einerseits wissenschaftliche und therapeutische Dimensionen aufweisen, andererseits jedoch immer auch politische.

Der Begriff der Politik, der der hier entwickelten Analyse von Trauma-Diskursen zu Grunde liegt, umfasst nicht nur Institutionen wie Staat, Regierung, Parlament und Parteien, sondern auch kulturelle, habituelle und mentale Dimensionen. Diese inkludieren die politischen Werte, Interessen und Dispositionen, die die öffentlichen Diskurse wie auch das politische Bewusstsein und Verhalten der Bürger prägen. Dabei geht es weniger um spezifische Inhalte und Meinungen als vielmehr um dauerhafte und fundamentale Gesinnungen und Werteordnungen, die hier als kulturelle Grundlagen des Politischen verstanden werden sollen. Gemeinsam formen sie das, was man als »politisches Ethos« bezeichnen kann, und entsprechen weitgehend dem, was heute in

1 Salman Rushdie, *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-91*, London 1991, S. 16.

der Politologie im weitesten Sinne unter dem Konzept der »politischen Kultur« bekannt ist.²

Einerseits fasst hier der Terminus Politik also bedeutend mehr als das, was in den Korridoren, Hallen und Sitzungszimmern der Institutionen verhandelt wird, in denen Politik gemacht wird. Andererseits soll der Begriff der Politik durch seine Ausweitung ins Kulturelle nicht beliebig ausgedehnt werden. Deshalb wird hier ein Ethos nur insofern als politisch verstanden, als es mit der Definition und dem Verständnis von Recht und Unrecht zu tun hat; sich mit Konflikten zwischen Klassen, Nationen und anderen Kollektiven auseinandersetzt, sich von ihnen prägen lässt oder auf sie einzuwirken versucht; dominante Ideale des Gemeinwohls und politische Tugenden wie Solidarität und Toleranz stützt, aufnimmt oder angreift; etablierte Dynamiken von Macht, Herrschaft und Autorität rechtfertigt oder sie in Frage stellt; der Legitimierung von politischer Verpflichtung und Verantwortung, oder dem Widerstand gegen sie dient; gesellschaftliche Grundrechte und Grundwerte wie Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit affirmiert oder problematisiert.³

Das schließt zwar viel ein, aber nicht alles. Als politisch wird in dieser Lesart zum Beispiel die Funktion der Massenmedien dann verstanden, wenn diese die unsichtbare innere Welt der Psyche und ihrer Wunden so abbilden, dass dem Staat Verantwortung für deren Heilung abverlangt wird oder er davon freigesprochen wird. Politisch ist ein Fachdiskurs der Psychiater und Psycholo-

2 Karl Rohe, »Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der Politischen Kulturforschung«, in: *Historische Zeitschrift*, 250, 1990, S. 321-346; ders., »Politische Kultur: Zum Verständnis eines theoretischen Konzepts«, in: Oskar Niedermayer und Klaus von Beyme (Hg.), *Politische Kultur in Ost- und Westdeutschland*, Opladen 1996, S. 1-21. Der Begriff der politischen Kultur entstammt dem Klassiker der amerikanischen Politologie von Gabriel Almond und Sidney Verba, *The Civic Culture*, Princeton 1963. In den 1970er und 1980er Jahren vielfach als überholt und wenig weiterführend demontiert, erlebt der Begriff seit Mitte der 1990er Jahre eine Renaissance. Vgl. Lane Crothers und Charles Lockhart (Hg.), *Culture and Politics: A Reader*, New York 2000; Jeffrey C. Goldfarb, *Reinventing Political Culture: The Power of Culture versus the Culture of Power*, Malden, MA, 2012; Stephen Welch, *The Theory of Political Culture*, Oxford 2013.

3 Für eine frühere, ausführliche Definition des Politischen aus der Perspektive des Autors siehe José Brunner, *Psyche und Macht. Freud politisch lesen*, aus dem Englischen von Helga Haase, Stuttgart 2001, S. 35-41.

gen, wenn die sozialen Werte der Akteure diese veranlassen, gewissen Personengruppen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Identität zu staatlicher Anerkennung als psychisch Verletzte zu verhelfen und ihnen damit Zugang zu Behandlungen, Entschädigungsleistungen oder Renten zu verschaffen – oder sie als Simulanten zu stigmatisieren.⁴ Politisch ist ein Diskurs ebenfalls, wenn er in Reaktion auf ein entscheidendes politisches Ereignis entsteht oder auf eine gesellschaftliche Veränderung, diese rezipiert und naturalisierend deren langfristige Folgen für die Seelen der Betroffenen ausführt oder beschönigt. Ein professioneller Trauma-Diskurs erfüllt eine politische Funktion, wenn er in der Öffentlichkeit weitverbreitete Opfer/Täter- und Freund/Feind-Dichotomien aufnimmt, untermauert oder untergräbt und damit bewusst ein politisches Programm stützt oder in Frage stellt. Trauma-Diskurse entfalten des Weiteren eine politische Wirkung, wenn sie Rechts- und Unrechtsauffassungen medizinisch absichern oder negieren, indem sie Freiräume des Widerstands gegen herrschende Diskursformen der Zivilgesellschaft und Machtstrukturen des Staates legitimieren oder ihnen Sinn und Logik absprechen.

Diese und weitere politische Aspekte von Trauma-Diskursen werden im Verlauf dieser Studie ihre Relevanz erweisen, denn die Politik des Traumas ist vielschichtig und mehrdimensional. Sie berührt staatliche und zivilgesellschaftliche Einrichtungen, die Massenmedien, die Fachleute und natürlich die unmittelbar Betroffenen, die an psychischen Verletzungen leiden. Es wird hier jedoch keine spezifische Beziehung zwischen Trauma-Diskursen und Politik vorausgesetzt. Darin unterscheidet sich die hier vertretene methodische Perspektive von zwei anderen prominenten Sichtweisen, die sich mit der Analyse des Verhältnisses von Politik einerseits und der Psychiatrie oder der Psychologie andererseits beschäftigen – und die man mit den Schlagworten der »Instrumentalisierung« oder der »Kolonisierung« kennzeichnen kann. Es wird hier ausdrücklich nicht behauptet, die Politik instrumen-

4 Vgl. dazu ausführlicher: José Brunner, »Identifications, Suspicions, and the History of Traumatic Disorders«, in: *Harvard Review of Psychiatry*, 10, 2002, S. 179-184.

talisiere Fachgebiete, die eigentlich unpolitisch seien und es auch sein sollten. Genauso wenig wird hier vorausgesetzt, dass, wenn Politik und Psychiatrie ineinanderfließen, das, was eigentlich in die Sphäre des Politischen gehöre und dort auch bleiben sollte, von einer sich imperial gebärdenden Wissenschaft in entfremdende medizinische oder psychologische Kategorien gezwängt würde.

Obwohl hier von einer unentrinnbaren Verknotung von Trauma und Politik ausgegangen wird, die es zu erforschen gilt, wird, im Gegensatz zu den beiden Sichtweisen, die diskursive Hierarchien postulieren, keine Kausalität oder Rangordnung zwischen diesen beiden Domänen vorausgesetzt, und die diskursive Verknotung wird auch nicht *a priori* pejorativ beurteilt. Diese Unvoreingenommenheit wird in den folgenden Kapiteln in einer Anzahl von Fallstudien ihren Niederschlag finden.

Ungeschriebene Verträge – unsichtbare Verletzungen

Dieses einführende Kapitel verfolgt ein doppeltes Ziel: Zum einen skizziert es in einer kurzen historischen Übersicht Ursprung und Hintergrund der heutigen Politik des Traumas, zum anderen werden in ihm Voraussetzungen und Systematik der Methodologie erläutert, die in den folgenden Kapiteln zur Anwendung kommen wird.

Trauma-Diskurse entstanden während der so genannten zweiten industriellen Revolution, die die westliche Welt nach Mitte des 19. Jahrhunderts prägte. Zuvor wurden in traditionelleren Gesellschaften körperliche und psychische Leiden als weitgehend unabwendbar akzeptiert und oft als Bestandteil eines läuternden Prozesses interpretiert, der den Betroffenen helfen sollte, die Grenzen ihrer Individualität zu überwinden. Eine Verletzung, gleich welcher Art, wurde zwar wie heute gesellschaftlich als selbst- oder fremdverschuldet betrachtet, sollte zugleich aber vor allem von den Betroffenen als göttliche Fügung, im Sinne einer Prüfung, aufgefasst werden, also als Manifestation einer überirdischen Kraft und damit eines unausweichlichen Schicksals. In diesem kulturellen Kontext hatte körperliches wie seelisches Leiden nicht

nur eine persönliche, gesellschaftliche und rechtliche Bedeutung – es wohnte ihm auch ein transzendenter Sinn inne.⁵

Dieser Sinn wurde durch die rasch voranschreitenden technologischen Entwicklungen und die mit ihnen einhergehende wissenschaftliche Rationalität untergraben, die, um mit Max Weber zu sprechen, im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Welt »entzaubern«. Statt von geheimnisvollen transzendenten Kräften gelenkt, erschien sie zunehmend in berechenbare und nüchtern kausale Erklärungen eingebunden.⁶ Man litt nicht länger für einen höheren Zweck oder tieferen Sinn, es verbarg sich hinter einem Leiden keine für Sterbliche schwer verständliche Absicht mehr. Stattdessen entstand es nunmehr aus dem persönlichen Schicksal der Einzelnen, barg in sich die Geschichte seiner Entstehung, die in Form individueller Erlebnisse und Erfahrungen erzählt wurde. Das Individuum war nicht länger primär Bestandteil eines Stammes, einer Gemeinschaft oder einer Großfamilie, das heißt eines natürlich gewachsenen Kollektivs. Es wandelte sich zum universellen Menschen, zum Angehörigen einer Nation und eben auch zum Bürger eines modernen Staates, und damit zu einem Träger von unveräußerlichen Rechten – von Menschenrechten und Zivilrechten. Im Verlauf dieses Wandels innerhalb der westlichen politischen Kultur wurden Individuen zu Mitgliedern einer liberalen und technologisch-industriellen Gesellschaft, die wissenschaftlich verbürgte Mittel und Wege zu entwickeln versprach, um die Bedürfnisse aller zu stillen und Leiden drastisch zu mindern.

In dieser Zeit liegen auch die Ursprünge der modernen Sozialwissenschaften und der im Entstehen begriffenen Wissenschaft von der Psyche, die nach kausalen Erklärungen für die verschiedenen seelischen Leidensformen und nach Maßnahmen zu deren Minderung suchte. Durch die beschleunigte Industrialisierung der westlichen Gesellschaften kamen immer mehr Menschen in Kontakt mit moderner Technologie, die einerseits gesellschaft-

5 James L. Nolan, *The Therapeutic State. Justifying Government at Century's End*, New York 1998, S. 15-16.

6 Max Weber, »Wissenschaft als Beruf« (zuerst 1919), in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 4., erneut durchgesehene Aufl., hg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 1973, S. 582-613, hier S. 594.

liches Zusammenleben effizienter gestalten sollte, andererseits aber auch selbst neue Formen des Leids und Leidens hervorbrachte. Nur die Nation, für die man nach wie vor bei Bedarf in den Krieg und damit unter Umständen in den Tod zog, diente weiterhin als ein dem Individuum übergeordneter Rahmen, für den zu leiden einen Sinn ergeben sollte.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die Entstehung des modernen nationalstaatlichen Denkens – und der entsprechenden politischen Wertcodes und Institutionen – einhergegangen mit der von modernen Staatsphilosophen und Vertragstheoretikern wie Thomas Hobbes, John Locke und Jean-Jacques Rousseau eingeführten Metapher vom Gesellschaftsvertrag. Dieser hatte dazu gedient, staatliche Strukturen zu legitimieren und eine Theorie grundlegender Rechte zu formulieren, die zumindest theoretisch allen, in Wirklichkeit aber nur den dafür wertbefundenen Mitgliedern der Nation Mitsprache in den Angelegenheiten des Staates und – nach damaligem Verständnis – gleichwertige Lebenschancen in einer grundsätzlich gewaltfreien Gesellschaft ermöglichen sollten. So war gemeinsam mit der modernen Idee von der Nation, deren staatlichen Organen man sich unterzuordnen hatte, auch die von den unantastbaren Rechten des Einzelnen entstanden. Im Prinzip begründen die westlichen Industrienationen bis heute ihre demokratischen Grundrechte auf der Basis dieser Vorstellung von einem Gesellschaftsvertrag, der ihren Bürgern politische Rechte und Pflichten ebenso wie Schutz vor Willkür und Gewalt verspricht. Diesen Schutz der Einzelnen zu garantieren, ist Aufgabe der verschiedenen Staatsgewalten.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, inmitten des tief greifenden Wandels der westlichen Gesellschaft der gerade umrissen wurde, entstanden die Konturen eines zweiten, ungeschriebenen Gesellschaftsvertrags, der sich mit den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen wie auch den Bedingungen des Wohlergehens der Gesellschaftsmitglieder befasste. In diesem zweiten Gesellschaftsvertrag – dessen Wurzeln natürlich in den ersten reichen, der aber im Gegensatz zu diesem niemals als solcher deklariert wurde – verhiessen die modernen westlichen Staaten ihren Bürgern nicht nur Rechte, sondern auch die Aussicht auf Min-

derung des allgemeinen sozialen, psychischen und körperlichen Leidens. Im Gegenzug verlangten sie ihnen jedoch eine eigenverantwortliche Lebensweise ab. Was hier als zweiter Gesellschaftsvertrag bezeichnet wird, fußt wie der erste auf dem menschlichen Streben nach Glück und Gerechtigkeit, zu dem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch der Bereich der Gesundheit zählte. Über den Rahmen der staatlichen Strukturen und Gesetze hinaus involvierte er nun vermehrt auch das Streben nach wissenschaftlichen Erkenntnissen und deren praktischer Anwendung, das seit der Aufklärung das westliche politische Denken prägt.

Doch weder die staatlichen Obrigkeiten noch die junge Wissenschaft der Psyche des späten 19. Jahrhunderts, die nun auch psychisches Leiden zu mindern versuchte, konnten halten, was sie versprochen. Naturgewalten wie Erdbeben, Überschwemmungen und Unwetter hatten – und haben bis heute – auch weiterhin erschreckende und verheerende Auswirkungen, die nicht nur körperliches, sondern auch psychisches Leiden verursachten und denen sich der Mensch trotz aller technologischen Errungenschaften weitgehend hilflos ausgesetzt sah. Zudem versprach die moderne Technik nicht nur Lösungen zur Minderung von Leiden. Die industrielle Gesellschaft entwickelte zwar eine Produktivität, die aus der Perspektive der Zeitgenossen ein gigantisches Ausmaß annahm, aber ihre technischen Innovationen bargen auch enorme körperliche und psychische Gefahren für die sie Handhabenden. Schon Friedrich Engels schilderte in seiner Studie über die englische Arbeiterschaft detailliert, dass die moderne Fabrikarbeit die Arbeiter »verkrüppelt«.⁷ Auch die mechanisierten Kriege, nunmehr mit hochexplosiven Sprengstoffen und Panzern geführt, wurden um ein Vielfaches tödlicher und zerstörerischer – und damit erschreckender –, als die bis dahin bekannte Kriegsführung es gewesen war.

Die moderne Industriegesellschaft brachte zwar ein Wohlstandswachstum nie dagewesenen Ausmaßes hervor, doch physische und psychische Verletzungen wurden dadurch nicht unbedingt weniger wahrscheinlich, sondern nur sinnloser. Sie wurden als

7 Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, Leipzig 1845.

unvermeidbare Risiken des modernen Lebens betrachtet, deren Wahrscheinlichkeit und Kosten man mit der ebenfalls neuen statistischen Methodik schon im Voraus berechnen konnte. Aus dieser Logik entstand gegen Ende des 19. Jahrhunderts das politische Versprechen, dass Bürger, die trotz oder aufgrund moderner Technologien gesundheitliche Schäden erlitten – wovon mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auszugehen war –, von der Gesellschaft, also vom Staat, wenigstens nachträglich, unter Inanspruchnahme des entsprechenden Expertenwissens, mit einer Minderung ihres Leidens rechnen durften.⁸

Dies war – in den groben Zügen skizziert, auf die es hier allein ankommt – der politisch-kulturelle Hintergrund, vor dem die professionellen psychiatrisch-psychologischen Diskurse zu Traumata entstanden. Sie befassten sich mit psychischem Leiden, das Menschen in der Folge erschreckender Ereignisse in der Außenwelt widerfuhr und an dem sie möglicherweise erkrankten. In dieser Zeit wurden Sorge und Verantwortung für das psychische Wohlergehen einzelner Menschen wie auch die psychische Gesundheit der Gesellschaft als Ganze an eine spezielle Gruppe von Ärzten übertragen, die sich ausschließlich mit Krankheiten der Psyche – zunächst hieß es: der Nerven – befasste. Doch damit war ihr Tätigkeitsfeld bei weitem noch nicht abgesteckt: Im gleichen Zug wurde ihnen aufgetragen, in enger Zusammenarbeit mit den Juristen die Gesellschaft vor jenen Individuen zu schützen, deren Nerven oder Psyche infolge ihrer Erkrankung derart aus dem Gleichgewicht geraten waren, dass sie als verantwortungslos, unberechenbar und gefährlich einzustufen waren.⁹ Darüber hinaus oblag es diesen medizinischen Fachleuten, die Gesellschaft vor Forderungen solcher Menschen zu bewahren, die eine psychische oder Nervenkrankheit lediglich simulierten, um von

8 François Ewald, *L'État providence*, Paris 1986; Anson Rabinbach, »Social Knowledge, Social Risk, and the Politics of Industrial Accidents in Germany and France«, in: Dietrich Rueschenmeyer und Theda Skocpol (Hg.), *States, Social Knowledge and the Origins of Modern Social Policies*, Princeton, NJ, 1996, S. 48-79.

9 Michel Foucault, »About the Concept of the ›Dangerous Individual‹ in 19th Century Legal Psychiatry«, in: *International Journal of Law and Psychiatry*, 1, 1978, S. 1-18.

den Rechten zu profitieren, die den tatsächlich Erkrankten im Rahmen moderner Gesellschaften zustanden.

In diesem zweiten, ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag versprach der Staat also nicht nur, seine Bürger vor Gewalt zu schützen und ihnen politische Rechte zu gewähren, sondern auch die Verantwortung für die Minderung ihrer psychischen und körperlichen Leiden zu übernehmen. In der Praxis bürdete dieser zweite Gesellschaftsvertrag den neuen Professionen der klinischen Psychologie und der Psychiatrie eine komplexe Aufgabe auf, sollten sie doch zugleich Heiler moderner Individuen sein *und* diese kontrollieren, um das moderne Kollektiv zu beschützen. Für die Bürger bedeutete dies, dass diejenigen, die eigenverantwortlich lebten und sich nicht nur gesetzestreu, sondern auch den gesundheitspräventiven und sittlichen Regeln entsprechend verhielten, Vertrauen in den Schutz des Staates genießen konnten. Dieser subjektive, psychologische Aspekt des zweiten Gesellschaftsvertrags trug dazu bei, Menschen auch ohne transzendente Werte zu loyalen Bürgern zu machen. Er hielt sie an, im Einverständnis mit ihren Mitbürgern zu leben, und ermutigte sie, Verpflichtungen einzugehen sowie diese auch einzuhalten.¹⁰ In einer zunehmend säkularisierten Welt baute der Glaube an eine mehr oder weniger gerechte Welt – in der dem Einzelnen nicht nur Sicherheit und politische Rechte zustanden, sondern auch ein Recht auf körperliche und seelische Unversehrtheit – nicht länger auf Gott, sondern auf die

10 Zum Begriff der Gegenseitigkeit siehe Lawrence C. Becker, *Reciprocity*, Chicago 1990; Thomas M. Scanlon, *What we Owe to each Other*, Cambridge, MA, 1999; David Schmidtz, *Elements of Justice*, Cambridge 2006. Der Begriff des psychologischen Vertrags wurde hier aus der Arbeits- und Organisationspsychologie übernommen, wo er sich auf die über den expliziten, juristischen Arbeitsvertrag hinausgehenden impliziten und subjektiven Annahmen von Angestellten bezüglich ihres Arbeitsverhältnisses und deren Auswirkungen auf ihr Verhalten bezieht. Der Begriff wurde in den 1960er Jahren durch eine Erweiterung des politisch-philosophischen Konzepts des Gesellschaftsvertrags in diesen Forschungsbereich eingeführt und findet vor allem seit den 1990er Jahren bei der Erforschung von Arbeitsverhältnissen Anwendung. Hier wird das psychologische Konstrukt in seinen ursprünglichen, gesellschaftlichen Anwendungsbereich zurückgeführt. Chris Argyris, *Understanding Organizational Behavior*, Homewood, IL, 1960; Denise M. Rousseau, *Psychological Contracts in Organizations*. Thousand Oaks, CA, 1995; Mark V. Roehling, »The Origins and Early Development of the Psychological Contract Construct«, in: *Journal of Management History*, 3, 2, 1997, S. 204-217.